

Im Gespräch mit dem Philosophen Dieter Thomä zu *Familie*

»FAMILIE IST EIN UNGEHEURES ABENTEUER«

DIE: Was bedeutet Familie für Sie?

Thomä: Die verführerischste Antwort darauf ist: Die Familie ist der Hafen – der Hafen, in den man zurückkommt und sich geschützt fühlt, nachdem man sich in den Wind gestellt und Anstrengungen unternommen hat. Dieses Bild ist auch sicherlich richtig, aber es ist aus zwei Gründen gefährlich, wenn man die Familie nur so wahrnimmt. Wenn man will, dass Familie der sichere Hafen ist, begegnet man erstens allen Widrigkeiten des Zusammenlebens, allem, was innerhalb der Familie Stress bereiten kann, mit Groll. Das kann zu Frust und Flucht Tendenzen führen, wenn das Familienleben nicht diesem – überhöhten – Ideal entspricht. Und zweitens übersieht man bei dem Hafenbild etwas an Familie, was doch zu ihren kostbarsten Eigenschaften gehört, nämlich dass sie ein ungeheures Abenteuer ist. Und Abenteuer finden nicht in geschützten Abteilen statt, wo man nichts zu befürchten hat. Bei Abenteuern kann auch mal was schiefgehen. Die Familie ist ein ungeheurer Generator von Reibung, gerade durch das, was ich das Generationenspiel nenne. Dadurch wird Familie zu einem unheimlichen Abenteuer- und Überraschungsort.

DIE: Also hat der Hafen ausgedient?

Thomä: Ich glaube nicht, dass man den Hafen nun einfach stilllegen und verlassen sollte oder auch kann. Es gibt diese ganz starke Funktion von Familie – im Übrigen sowohl für Kinder als auch für Erwachsene – als Rückzugs- und Stärkungsort: dass es bei Problemen außerhalb der Familie, bei Ärger im Job oder auch bei aufgeschlagenen Knien jemanden gibt, der einfach sagt: »Ich bin für dich da!« Dieses Vorbehaltlose, dieses Unbedingte der Liebe, das es in Familien gibt, das will ich auch



Professor Dr. Dieter Thomä lehrt Philosophie an der Universität St. Gallen. In mehreren Büchern hat er sich mit Familie und Elternsein beschäftigt; zuletzt erschienen ist sein Buch »Puer robustus. Eine Philosophie des Störenfrieds« (Suhrkamp, Berlin 2016). Über den aktuellen Zustand des »Überraschungsortes Familie« und die Frage der Bildung in Familien sprach mit ihm für die DIE-Redaktion **Jan Rohwerder**.

genießen können. Aber ich glaube, man überfordert die Familie, wenn man sie nur als Rückfall- und Rückzugsort wahrnimmt, in dem immer alles glattgehen muss. Man überfordert sie und unterschätzt gleichzeitig die Familie als Überraschungsort – und Überraschungen können ja auch eine Quelle positiver Erfahrungen sein, die man aber nur machen kann, wenn man nicht zur Familie kommt und sagt: So, ich will jetzt keine Probleme haben. Es gibt also diese zwei Gesichter der Familie, die man beide anerkennen muss.

DIE: Sie haben eben vom Generationenspiel gesprochen. Gilt dieses Generationenspiel nur noch für die Kernfamilie, also Mutter-Vater-Kind?

Thomä: Es ist natürlich so, dass sich das Generationenspiel inzwischen eingeschränkt hat. Es ist nicht mehr das Abenteuer zwischen drei oder gar vier Generationen; auch das Abenteuer über Bande mit Cousinen und Cousins kommt inzwischen vergleichsweise selten vor. Aber das, was an Abenteuern in der Kleinfamilie noch drinsteckt, ist beträchtlich und verdichtet sich durch diese Reduktion ja noch. Allerdings kann diese Verdichtung auch negative Folgen haben, weil man nicht mehr so leicht über Bande spielen kann. Wenn man als Kind Streit mit den Eltern hat, ist es eigentlich eine gängige Praxis, die Großeltern um Rat zu bitten, was sowohl für die Kinder als auch für die Eltern entlastend sein kann. Gleichzeitig können Großeltern eine andere Quelle von Erfahrungen – auch historischen Erfahrungen – sein. Und da muss man ganz nüchtern zu Kenntnis nehmen, dass diese Funktionen der Großeltern abnehmen, dass Großeltern nur noch in den wenigsten Fällen eine aktive Rolle in der Kindererziehung spielen.

Die Entwicklung der Familie hat auch kuriose Effekte: Ich hatte mal eine Studentin, die hatte acht Großeltern. Ihre Eltern hatten sich relativ früh getrennt und bald wieder neue Partner gefunden, und die Studentin hatte nun eine Beziehung zu allen vier Großelternpaaren aufgebaut. Hier gab es auf einmal eine Vervielfältigung der Familienbeziehungen – d. h., die Patchworkfamilie ist an die Stelle der Großfamilie getreten.

DIE: Wir können also ein Abnehmen der Beziehungen jenseits der Kernfamilie wahrnehmen, und gleichzeitig steigt die

Zahl der Alleinerziehenden immer weiter an, so dass nicht mehr nur konservative Politikerinnen und Politiker die abnehmende Relevanz der Familie beklagen. Welche Rolle spielt Familie denn heute noch in unserer Gesellschaft?

Thomä: Die Familie ist absolut zentral in der Gesellschaft – in all ihren Formen. Die Familie ist der weiche Kern, ohne den die Gesellschaft auseinanderzubrechen droht. Gesellschaften stehen in einem geschichtlichen Prozess, und die Frage ist, wer diesen geschichtlichen Prozess eigentlich gestaltet. Und die Familie tut dies in einem ganz fundamentalen Sinne, indem sie die Fackel des Lebens von einer Generation an die nächste übergibt. Und auch für die Einübung ins Leben, die Hineinführung in die Gesellschaft, die Übermittlung von Werten ist die Familie die allererste Adresse.

»Familie ist absolut zentral in der Gesellschaft«

DIE: *Hier sprechen Sie die Aufgabe der Familie als Sozialisationsinstanz an. Andere Aufgaben der Familie, die früher eminent wichtig waren, scheinen jedoch heute weniger relevant zu sein – beispielsweise die Aufgabe der Familie als Versorgungsinstanz. In der Großfamilie ging es ja nicht nur um die Versorgung der Kinder, sondern durchaus auch um die der Eltern oder Geschwister, Tanten und Onkeln. Gerade letzteres wird aber heute vermehrt vom Staat übernommen.*

Thomä: Was die weitreichenderen Verwandtschaftsverhältnisse angeht, haben Sie sicherlich Recht. Man sollte aber die Situation der so genannten Sandwich-Generation nicht unterschätzen: Auch wenn sich die Lebensverhältnisse zwischen den Generationen entzerrt haben, ist es doch häufig so, dass eine Generation in der Mitte steht, die unten pubertierende Kinder hat und oben Eltern, die immer mehr auf Unterstützung und Pflege angewiesen sind. So ganz in die Beziehungslosigkeit versunken sind wir nicht.

Wichtiger ist mir aber ein anderer Punkt. Ich finde es zwar interessant, darüber nachzudenken, wie es mit der Drei-Generationen-Familie, mit der Großfamilie oder den Geschwistern aussieht. Noch interessanter aber scheint mir, genau zu schauen, was denn in der Kleinfamilie abläuft, die übrigbleibt. Und da sind unterschiedliche Stärken der Intensität zu beobachten. Ich habe lange in den USA gelebt, und wir hatten Schulfreunde unserer Kinder zum Abendessen eingeladen; die waren erstaunt darüber, dass wir gemeinsam zu Abend gegessen haben. Sie haben – nicht nur vereinzelt, sondern großteilig – erzählt, dass sie zuhause eigentlich fast nie zusammen essen und dass die einzigen gemeinsamen Mahlzeiten in Restaurants stattfinden.

Es gab also diesen in der Familie so lange selbstverständlichen Treffpunkt nicht mehr. Zwar versammelt man sich heute nicht mehr im wörtlichen Sinne »um den Herd«; ich glaube aber schon, dass dieser Herd symbolisch eine hohe Bedeutung hat. Ein Herd, der Wärme ausstrahlt, ein Herd, an dem man satt wird, bei dem alle an einem Tisch sitzen und an dem dann auch eine Atmosphäre geschaffen wird, die die Leute zum Reden bringt. Wenn man das Reden minimiert, kriegt man schnell nicht mehr mit, was bei den Kindern oder beim Partner abläuft. Bis eines der Kinder sagt, »übrigens hatte ich heute Ärger« oder »heute auf dem Nachhauseweg ist mir was Blödes passiert«, braucht seine Zeit. Dafür ist ein solcher regelmäßiger Treffpunkt wichtig.

DIE: *Also ist das auch eine Art emotionaler Auflösung, wenn es solch einen zentralen Ort oder auch eine zentrale Zeit in der Familie nicht mehr gibt?*

Thomä: Es ist ja nicht nur die Befriedigung des Hungers, die beim gemeinsamen Abendessen stattfindet. Es wird ein zentraler, offener Raum geschaffen, in dem die sogenannten »Tagesreste« – so wird das in der Psychologie genannt – ohne Programm, ohne Planung hochkommen können. Und das

ist auch ein großer Unterschied zur so genannten *Quality-Time*-Logik. Es ist zwar, wenn man so will, eine tägliche *Quality Time*, die dort stattfindet, aber sie ist eben nicht verplant, es ist nicht getaktet, es wird kein bestimmtes Programm abgewickelt. Die *Quality Time*, die ihren Namen wirklich verdient, ist eine, in der die Qualität dessen, was passiert, nicht im Vorhinein in irgendein Erwartungsschema gepresst wird.

»Familie ist Schutzraum und Kraftraum«

DIE: *In einem Interview vor 15 Jahren haben Sie die Gefahr beschrieben, dass die Familie zu einem Hohlraum verkommt, dabei benötige man sie als Schutzraum. Was ist Ihre Einschätzung heute?*

Thomä: Zunächst einmal würde ich noch den Begriff des Kraftraums hinzufügen. Familie ist Schutzraum und Kraftraum, aber es besteht die Gefahr, dass sie zum Hohlraum verkommt. Nun ist es nicht so, dass die Tendenz zum Hohlraum in den vergangenen 15 Jahren größer geworden wäre. Es ist umgekehrt so, dass es eine verstärkte Aufmerksamkeit dafür gibt, was man der Familie verdankt, dafür, was für eine Anstrengung und ein Kraftakt Familie bedeutet, aber auch, was für eine kostbare Erfahrung sie sein kann. Ich denke, dass ein Problem vieler Debatten über Familie war, dass man eine ungeheure Fokussierung von Erwartungen hatte, die sich an Familie richteten. Man kann sich das vorstellen als Lichtstrahlen der Hoffnung, die wie durch eine Lupe auf die Familie gebündelt werden, was zu einer Art Selbstverbrennung führen kann. Und was sind das für Hoffnungen? Zunächst persönliche – dass man ökonomisch abgesichert ist, dass man emotionalen Rückhalt hat, dass man spannenden Sex hat, dass man im Alter versorgt wird von den Kindern, dass man im Urlaub nicht alleine ist, zu Weihnachten Geschenke bekommt und und und. Dazu kommen noch Erwartungen, die

die Gesellschaft an Familie richtet – dass die Familie die Kinder gut auf das Leben in unserer Gesellschaft vorbereitet, dass die Familie keine Terroristen entlässt beispielsweise. Das heißt, eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe, aber auch eine Aufgabe für jeden von uns ist wahrscheinlich das, was man in anderen Zusammenhängen – ich benutze jetzt mal ein ganz schreckliches Wort – *Erwartungsmanagement* nennt. Das man sich bewusst darüber wird, was man realistischer Weise von der Familie erwarten kann. Es ist zweifellos eine große Überforderung der sogenannten bürgerlichen Familie erfolgt. Im Moment haben wir eine erhöhte Aufmerksamkeit dafür, was in der Familie gelingen und misslingen kann.

DIE: Und was bedeutet die Gefahr des Hohlraums?

Thomä: Die entscheidende Bedrohung, die hinter dem Wort »Hohlraum« steckt, ist, dass auch zuhause jeder seiner Wege geht und kein gemeinsames Familienleben mehr stattfindet. Alle gehen sich aus dem Weg, und in letzter Konsequenz ist es wie eine Begegnung unter Fremden. Die Begegnung unter Fremden ist vor allem in der Großstadt alltäglich, und wenn die Familie sich diesem Modell annähert, dann wird ganz viel schiefliegen. Für eine Familie braucht es, um im Bild zu bleiben, eine moderate Temperatur – die eine Gefahr ist die Überhitzung mit einer Bündelung zu vieler Erwartungen auf das zerbrechliche Gebilde Familie, die andere Gefahr ist die Erkaltung, dass man eigentlich für alles andere Ansprechpartner hat und andere Adressen aufsucht. Dazwischen liegt der Königsweg. Das hat dann auch viel mit dem Thema Familienbildung zu tun, dass man sich überlegt, was die Familie leisten kann und wie man andere Agenturen finden kann, die der Familie helfen und sie bei ihrem Leben begleiten.

DIE: Aber geht es beim Thema Bildung nicht oftmals in eine andere Richtung? Gerade bei der inzwischen immensen Menge an Ratgeberliteratur wird zum

einen viel »Rezeptwissen« angeboten, zum anderen »Optimierungsliteratur« – wie kann ich Beruf und Familie besser unter einen Hut bekommen, wie mache ich meine Kinder erfolgreich?

Thomä: Ich glaube, bei den Ratgebern muss man unterscheiden. Gerade in der ersten Zeit mit dem ersten Kind beispielsweise haben Ratgeber eine klare Ersatzfunktion und bieten Wissen und Routinehandlungen an, die wichtig sind und die oftmals in der Familie selbst nicht mehr vermittelt werden oder vermittelt werden können...

DIE: ...weil man in Kleinfamilien gar nicht mehr mitbekommen kann, wie Kinder- und v.a. Säuglingsversorgung funktioniert – selbst wenn man Geschwister hat, ist man wahrscheinlich zu jung, um das Gesehene dann später als Eltern anwenden zu können.

Thomä: Genau. Diese Ratgeber gibt es ja auch schon lange. Dazu sind aber Ratgeber nach der Art: »Wie mache ich mein Kind zum Genie?« gekommen – und diese haben ja nicht nur eine Entlastungsfunktion, sondern generieren neue Erwartungen. Bei den Ratgebern gibt es also inzwischen eine unheimliche Bandbreite.

»Erwachsene müssen als Eltern ein Bild von sich selbst entwickeln«

DIE: Nochmal nachgefragt: Was bedeutet dann Bildung in Familien für Sie? Welche Bedeutung hat der »Lernort Familie«?

Thomä: Das Wort »Bildung« ist ein hochinteressantes deutsches Wort, das interessanter Weise nicht übersetzbar ist – man landet immer beim Wort »Erziehung« oder im Englischen bei dem etwas seltsamen Begriff »formation«. »Bildung« hat mit dem Bild zu tun und mit dem Erzeugen eines Bildes, also »bilden«. Sie haben also einerseits einen produktiven Prozess, eine Art Entfaltungsidee, und gleichzeitig das »Bild«, bei dem ich ein bisschen verharren möchte. Der »Lernort Familie« hat eine ganz unauffällige Seite, über die vielleicht zu wenig nachgedacht wird –

nämlich dass die Familie die Anforderung an die Erwachsenen enthält, dass diese ein Bild von sich selbst haben müssen.

DIE: Was bedeutet das genau?

Thomä: Es geht um die Vorbildfunktion der Erwachsenen. Wenn sie in den Spiegel gucken und keine Ahnung haben, wer sie sind, dann werden sie Signale an die Kinder aussenden, die für diese nicht lesbar sind. Um es konkret zu machen: Wenn ein Vater oder eine Mutter beispielsweise mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie überfordert sind, wenn sie permanent damit hadern, für dieses oder jenes zu wenig Zeit zu haben, wenn sie mit sich im Unreinen sind, dann entwickeln sie kein Bild von sich selbst, weil sie zwischen verschiedenen Idealbildern hin und her rennen, bis ihnen schwindelig ist. Sie können diese Idealbilder nicht in ein geschlossenes Bild zusammenbringen. Zusätzlich muss man sich darüber im Klaren sein, welche Dinge einem im Leben wirklich wichtig sind – und dabei geht es nicht nur um die gesellschaftlichen Regeln, die man transportiert, sondern um die Werte, für die man selber steht. Familie ist eine wunderbare Gelegenheit, diese Herausforderung anzunehmen und ein Bild von sich selbst zu entwickeln.

Das Gründen einer Familie ist das Ende der Vorläufigkeit – es ist etwas Unbedingtes und Endgültiges, man hat die Verantwortung für ein Kind. Es geht darum, die Lust an der Vorläufigkeit hinter sich zu lassen. Es geht – bei allem Spaß, den man dabei hat – um etwas mit einem hohen Ernst, man könnte sagen, »heiligen Ernst«. Man ist gefordert, und man lernt sich auf eine neue Weise kennen. Ein wichtiger Punkt von dem, was »Bildung« in Familie also bedeutet, ist, dass die Erwachsenen ein Bild von sich entwickeln – weil dieses Junktim zwischen »Bild« und »Vorbild« besteht. Ohne Bild kein Vorbild.

DIE: Vielen Dank für das spannende Gespräch!